

Joseph Nassise

DIE HUNT-CHRONIKEN

DER  
**SCHATTEN-  
SEHER**

**Ein magischer Thriller**

Aus dem Englischen von  
Heike Holtsch



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.pan-verlag.de](http://www.pan-verlag.de)

Gerne informieren wir Sie über weiteren spannenden Lesestoff  
aus dem PAN-Programm – schreiben Sie einfach eine E-Mail  
mit dem Stichwort »Schattenseher« an:  
[mail@pan-verlag.de](mailto:mail@pan-verlag.de)



Deutsche Erstausgabe Dezember 2009  
Die zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht erschienene  
amerikanische Ausgabe trägt derzeit den Titel *Eyes to see*.  
Copyright © 2009 by Joseph Nassise  
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: lüra – Klemt & Mues GbR  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic®, München  
Satz: Daniela Schulz, Stockdorf  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-28304-2

# KAPITEL 1

## HEUTE

Ich habe mein Augenlicht gegeben, um die Wahrheit sehen zu können. Hätte ich damals aber gewusst, was ich heute weiß, wäre ich diesen Teufelspakt niemals eingegangen.

Das sage ich mir zumindest immer wieder, aber in Wahrheit hätte ich es wohl dennoch getan, also zur Hölle mit meinem Selbstwertgefühl! Damals war meine Lage ziemlich hoffnungslos. Die Suche nach Elizabeth hatte sich wie ein bösesartiges Geschwür in jedem Bereich meines Lebens ausgebreitet. Ich hätte für einen winzigen Hinweis, was mit ihr geschehen war, alles gegeben.

Obwohl ich mein Augenlicht geopfert habe, bin ich nicht vollständig blind. In absoluter Dunkelheit sehe ich sogar besser als die meisten Menschen bei Tageslicht. Farben kann ich allerdings nicht mehr unterscheiden – alles erscheint in verschiedenen Grauschattierungen –, aber immerhin kann ich überhaupt etwas erkennen. Möglicherweise ist es ein Nebeneffekt des Rituals, dem ich mich unterzogen habe, dass Helligkeit für mich gleichbedeutend ist mit Dunkelheit. Grelles Sonnenlicht löst bei mir einen vollständigen White-out aus. Dann kann ich nicht einmal

mehr die Umrisse meiner Hand vor Augen sehen. Alles ist nur noch weiß, unendlich weiß.

Elektrisches Licht wirkt sich beinahe genauso aus, doch durch eine Sonnenbrille mit starkem UV-Filter erkenne ich meine Umgebung wenigstens schemenhaft. Einzelheiten kann ich natürlich nicht ausmachen. Selbst aus nächster Nähe könnte ich das Gesicht meiner Mutter nicht von dem eines Fremden unterscheiden, aber ein Pferd und ein Haus vermag ich auseinanderzuhalten. Meistens jedenfalls.

Immerhin sehe ich genug, um mich mit Hilfe eines Stocks zurechtzufinden. Wenn sich Helligkeit nicht vermeiden lässt, ist mir Kerzenlicht am liebsten, je schwächer – desto besser. Zu Hause ziehe ich absolute Dunkelheit vor, und natürlich bekomme ich deshalb selten Besuch.

Heute Abend hatte ich zum ersten Mal seit Wochen etwas zu tun. Der Auftrag erreichte mich über die wenigen Leute, die wissen, wie man mich kontaktieren kann. Ich habe kein Büro. Ich mache keine Werbung für meine Dienste. Und es gibt auch keine Visitenkarten oder ähnlichen Unsinn mit der Aufschrift: *Jeremiah Hunt – Exorzist*. Ich bin am liebsten allein, doch hin und wieder, wenn ich die Zeit habe und sich eine Gelegenheit bietet, bin ich dem ein oder anderen behilflich.

Diesen Job hatte ich zugesagt, nachdem ich zuvor am Morgen feststellen musste, wie schlecht es um mein Bankkonto bestellt ist. Ich erhalte zwar dank einer klug ausgehandelten Abfindung infolge von Elizabeths Verschwinden noch jeden Monat einen Scheck von der Universität, doch das Geld reicht bei weitem nicht aus. Schließlich ist die Suche nach jemandem, der wie vom Erdboden ver-

schluckt scheint, nicht gerade preiswert, und da kommt jetzt eine kurzfristige Finanzspritze recht gelegen.

Selbst wenn man es dafür mit einem mörderischen Geist aufnehmen muss.

Eine Folge der Entscheidung, auf mein Augenlicht zu verzichten, besteht nämlich darin, dass ich die Geister sehen kann, von denen wir Tag für Tag umgeben sind. Arthur C. Clarke hat einmal gesagt, hinter jedem lebendigen Menschen stünden dreißig Geister, denn das entspräche dem Mengenverhältnis von Toten zu Lebenden. Ich habe sie zwar noch nicht gezählt, aber ich vermag mit Sicherheit zu sagen, dass der gute alte Arthur noch ein paar Nullen hätte dranhängen können.

In Wahrheit sind die Toten überall. Sie streifen durch die Straßen und gleiten unbemerkt durch die Menschenmengen. Sie sitzen neben uns im Bus, stehen mit uns in der Schlange im Supermarkt, und so mancher folgt uns sogar von der Arbeit bis nach Hause, wie ein kleines Hündchen, das sich verirrt hat und eine Bleibe sucht.

Kennen Sie dieses Frösteln, das einen hin und wieder aus unerfindlichen Gründen überkommt? Das ist die Art der Geister, uns spüren zu lassen, dass sie da sind, dass sie uns beobachten und abwarten.

Am liebsten versammeln sie sich an öffentlichen Orten – in U-Bahn-Stationen, Kirchen, Nightclubs – überall, wo sich die Lebenden in großer Zahl einfinden. Manche Menschen behaupten, Geister ernährten sich von unseren ungefilterten Gefühlen, als saugten sie uns aus wie übersinnliche Vampire, aber im Verlauf der drei Jahre, in denen ich ihnen nun bereits zusehe, habe ich keinerlei Anhaltspunkte für diese Theorie gefunden. Ich halte es für

wahrscheinlicher, dass sie uns ganz einfach vermissen, dass sie das Leben vermissen. Ihre Blicke sind so sehnsuchtsvoll und schmerzerfüllt, dass mir diese Erklärung die einzig sinnvolle zu sein scheint.

Die Toten sind überall, und ich kann sie so deutlich sehen wie Sie Ihr Spiegelbild. Die Gebäude um mich herum mögen verschwommen erscheinen wie in flirrender Sommerhitze, aber die Toten sehe ich selbst im Dunkeln klar und deutlich.

Ich wurde aus meinen Tagträumen in die Gegenwart zurückgerissen, als ich spürte, wie das Taxi seine Fahrt verlangsamt und rechts heranfuhr.

»Da sind wir, Kumpel, vierzehn siebenundsechzig Elliot Avenue. Hier wollen Sie wirklich aussteigen?«

Ich konnte zwar nicht sehen, was der Taxifahrer sah, aber da ich mir die Umgebung lebhaft vorzustellen vermochte, wusste ich, warum er zögerte. Ich war früher schon durch diesen Stadtteil gefahren, und es bestand kein Zweifel daran, dass hier alles noch schlimmer geworden war. West Roxbury ist so eine Gegend, die man schon am Nachmittag lieber meidet, doch nach Anbruch der Dunkelheit erst recht: eine Ansammlung heruntergekommener, baufälliger Mietskasernen und Dreifamilienhäuser, die ihre besten Zeiten längst hinter sich haben. Überall Graffiti und Symbole von Gangs, und selbst in den oberen Etagen vergitterte Fenster, die zwar kaum Schutz vor einer verirrten Kugel aus einem fahrenden Auto bieten, aber immerhin Crackjunkies davon abhalten, leichte Beute zu machen. Das ganze Viertel hätte schon vor Jahren abgerissen werden sollen, aber zwischen planen und in die Tat umset-

zen besteht nun einmal ein Unterschied. Wahrscheinlich ist hier immer noch alles beim Alten, wenn ich längst nicht mehr lebe, denn städteplanerische Bausünden überschreiten grundsätzlich ihr Verfallsdatum.

»Ja, hier steige ich aus«, antwortete ich. Ich kramte in der Tasche meiner Jeans nach dem Zwanziger, den ich zuvor aus Wiedererkennungsgründen zu einem Dreieck gefaltet hatte, reichte ihn durch das Gitter und verlangte einen Fünfer zurück. Ich hörte, wie der Fahrer auf seinem Sitz herumsrutschte und in einem Bündel Scheine nach Wechselgeld suchte. Abermals das Quietschen alten Leders, als er sich zu mir umdrehte. Er glaubte wohl, ich sei vollkommen blind, womit er auch gar nicht so falsch lag, und drückte mir den Schein durch die schmale Öffnung in die Hand.

»Fünf zurück, Kumpel.«

Vor meinem heruntergekurbelten Fenster hüstelte jemand diskret. »Das ist kein Fünfer, nur ein Einer«, sagte eine Stimme leise.

Der Fahrer war schnell, aber ich war schneller. Bevor er seine Hand durch das Gitter zurückziehen konnte, griff ich danach und bog sie nach hinten. Er jaulte vor Schmerz, und ich verdrehte ihm den Arm noch ein bisschen mehr, um sicherzugehen, dass er verstanden hatte.

Dann nahm ich die Sonnenbrille ab und beugte mich nach vorn, so dass der Fahrer mein Gesicht direkt vor sich sah. Augen, übersät mit Narben von dem Versuch, sie mir auszukratzen. Das war kein angenehmer Anblick, und ich hatte gelernt, ihn zu meinem Vorteil einzusetzen.

»Danke, Kumpel«, sagte ich eisig und sprach das zweite Wort betont sarkastisch aus. »Da du es dir nicht verkneifen

konntest, das Arschloch zu spielen, verzichten wir vielleicht lieber auf das Trinkgeld, was? Gib mir die neun Dollar fünfzig zurück, sonst klettere ich durch das Gitter und trete dich in den Hintern, auch wenn ich blind bin.«

Hektisch kam der Fahrer meiner Aufforderung nach, während ich sein Handgelenk fest im Griff behielt, bereit, ihm den Arm zu brechen, falls er noch einmal versuchte, mich hereinzulegen.

Schließlich hatte er das Wechselgeld abgezählt und reichte es mir. Ich ließ seinen Arm los und stieg eilig aus.

Der Fahrer schickte mir noch ein paar Schimpftiraden hinterher, aber er fühlte sich wohl so unbehaglich, dass er anschließend mit quietschenden Reifen davonraste und mich auf dem Gehsteig mit meinem guten Samariter zurückließ.

»Mr. Hunt?«, fragte dieser.

Ich nickte, immer noch so wütend, dass ich kaum sprechen konnte.

»Ich bin Joel Thompson, Mr. Hunt. Wir haben telefoniert.«

Seine Stimme kam mir bekannt vor, ein dünnes, näselndes Zwitschern, das mich an eine Nachtschwalbe erinnerte. Nicht dass die in Massachusetts besonders oft vorkämen, aber Sie wissen schon, was ich meine. Ich atmete tief ein, verbannte meinen Ärger in die Untiefen meiner Seele, streckte die Hand in Richtung seiner Stimme aus und wartete, dass er sie ergriff. Er war offensichtlich nervös, denn seine Hand war feucht. Man musste kein Genie sein, um zu bemerken, dass ich ihn beinahe ebenso aus der Fassung brachte wie die Ereignisse, die ihn dazu bewogen hatten, sich ausgerechnet an mich zu wenden.



Offen gesagt, interessierte mich das nicht im Gerings-  
ten. Schließlich war ich nicht Miss Undercover. Mir ging  
es lediglich um das Geld, das man mir geboten hatte, denn  
ich brauchte es, um meine Suche nach Elizabeth fortzu-  
setzen.

»Danke für Ihre Hilfe.«

Er tat meine Worte ab, als sei ihm das Ganze irgendwie  
peinlich, und sagte, die anderen warteten auf der gegen-  
überliegenden Straßenseite vor dem Haus.

»Gehen wir der Sache also auf den Grund.«

Er führte mich über die Straße und stellte mich den an-  
deren vor. Olivia Jones musste schon etwas älter sein,  
denn ihre Hand fühlte sich zart und zerbrechlich an. Frank  
Martin war das genaue Gegenteil, ein Koloss von einem  
Mann, dessen Schatten sich vage vor mir auftürmte, mit  
einem Händedruck, der Stahl gesprengt hätte. Judy Hert-  
fort und Tania Harris, die jüngeren Frauen der Gruppe,  
waren nicht so leicht einzuschätzen, abgesehen von der  
Tatsache, dass beide offenbar eine Vorliebe für billiges  
Parfüm hatten. Zu guter Letzt war da noch Steven Marley,  
der Einzige, der es ehrlich zu meinen schien, als er sagte:  
»Sehr erfreut.«

Ich konnte mir vorstellen, wie ich auf sie wirken musste,  
mit der dunklen Brille und dem knöchellangen Staubman-  
tel, den ich wie gewöhnlich über meinen Jeans und einem  
dicken Arbeitshemd trug – wie eine magere, zerlumpte  
Gestalt aus dem Wilden Westen.

Ich spürte, dass sie mich anstarrten. Eine Mischung aus  
Angst, Ablehnung und Unsicherheit strahlte von ihnen  
aus wie Sommerhitze von Asphalt. Doch unter den gege-  
benen Umständen war ich gar nicht sicher, ob sich das auf

mich bezog oder vielmehr auf die Aufgabe, die vor mir lag. Also machte ich mir nichts daraus.

Wie gesagt, es war mir ohnehin gleichgültig. Schließlich war hier nicht *ich* derjenige, der zu trauriger Berühmtheit gelangt war, sondern sie. In den letzten Wochen konnte man an keinem Zeitungskiosk oder Fernsehbildschirm vorbeigehen, ohne dass dieses Sechsergrüppchen einem nicht stumm entgegengeblickt hätte, nicht weil sie etwas getan, sondern weil sie etwas unterlassen hatten.

Vor acht Monaten war eine junge Frau, auf der Straße unter dem Namen Velvet bekannt, vergewaltigt und totgeschlagen worden. Man hatte sie einfach im Treppenhaus des Gebäudes, vor dem wir gerade standen, ihrem Schicksal überlassen. Jeder Einzelne von denen, die mich jetzt begleiteten, hatte aus dem Fenster oder aus der Wohnungstür gesehen und bemerkt, dass die junge Frau einen heftigen Streit mit ihrem Begleiter hatte, aber keiner hatte etwas unternommen. Man wollte sich schließlich nicht einmischen. Als sie um Hilfe schrie, reagierte niemand. Ihre angsterfüllten, schmerzvollen Schreie wurden einfach überhört. Und als sie schließlich auf dem kalten Boden ihres schmutzigen kleinen Apartments im Sterben lag, war sie allein. Ihr Mörder spazierte sorglos davon.

Wäre sie eine gewöhnliche Straßenhure gewesen, die von einem ihrer Freier umgelegt worden war, hätte es vielleicht niemanden interessiert. Aber Velvet, auch bekannt unter dem Namen Melissa Sullivan, war Studentin im dritten Jahr an der Northeastern University. Schon mehr als einmal war sie in etwas verwickelt gewesen, das Mom und Dad zu Hause gar nicht gefallen hätte, unter anderem betrieb sie ein kleines Nebengeschäft, um ihre wachsende

Vorliebe für Koks zu finanzieren. Leider verlangte einer ihrer Kunden ein wenig mehr, als sie geben wollte, und nahm es sich schließlich mit roher Gewalt.

Ihre Eltern – weiß, Mittelschicht – machten alles und jeden für den Absturz ihres »süßen kleinen Mädchens« verantwortlich. Dabei ließen sie geflissentlich außer Acht, dass das besagte kleine Mädchen es sich zu Gewohnheit gemacht hatte, sich in finsternen Seitenstraßen gegen Cash mit wildfremden Männern einzulassen. Seitens der Eltern ein eklatantes Versäumnis, wenn Sie mich fragen. Natürlich sorgten sie dafür, dass ihre Version der Geschichte deutlich vernehmbar in die Abendnachrichten kam. Wenn man sie so hörte, hätte man meinen können, Velvet sei eine verdammte Heilige gewesen. Und im Handumdrehen fegte ein Mediensturm durch die ganze Stadt.

Erst später, nachdem die Polizei den Mörder festgenommen hatte, brachten die Augenzeugen den Mut auf, sich zu melden und zu erzählen, was sie gesehen hatten. Immerhin muss man ihnen zugutehalten, dass es letzten Endes ihre Aussagen waren, die den Mörder für den Rest seines miesen Lebens in den Hochsicherheitstrakt des Walpole State Penitentiary brachten.

Doch offenbar war Velvet der Ansicht, das sei zu wenig und käme obendrein zu spät. Denn nun ließ sie die sechs dafür bezahlen.

Ich erinnerte mich daran, was Thompson mir am Vormittag am Telefon erzählt hatte. Er sei ein Gefangener in seiner eigenen Wohnung, überall in dem Gebäude fühle er sich beobachtet, sogar verfolgt. Dinge fielen von den Wänden oder bewegten sich wie von selbst, meistens aus heiterem Himmel. Die Nächte seien der reine Horror, denn irgend-

etwas schwebte um sein Bett herum und strahlte Wellen aus Hass und Wut aus. Was auch immer in diesem Gebäude war, versuchte mittlerweile ernsthaften Schaden anzurichten: Fahrstuhltüren öffneten sich vor leeren Schächten, und wer die Treppen nehmen wollte, erhielt von hinten einen Stoß. Nun war ich hier, um dem Spuk ein Ende zu bereiten.

Geister treten in verschiedenen Arten und Größen auf. Ganz unten in der Hierarchie stehen spektrale Wesen, die herumspuken wie ein Säuseln in der Dunkelheit. Man spürt ihre Anwesenheit, aber sie nehmen nicht physisch Gestalt an. Auf der nächsten Stufe stehen normale Gespenster, geisterhafte Wesen, die immer wieder die gleiche Handlung ausführen, als seien sie in einer Endlosschleife gefangen. Boston Common, der größte Park der Stadt, ist voll von Gespenstern, es sind die Seelen der Verbrecher, die dort im späten 17. Jahrhundert gehängt wurden. Viele Spaziergänger behaupten, gesehen zu haben, wie die Gespenster auf die einstigen Galgen zugehen und dann dort verschwinden.

Eine Stufe über den Gespenstern stehen die echten Geister, spirituelle Wesen, die aus irgendeinem Grund an unsere Dimension gebunden sind und nicht loskommen können oder wollen.

Geister sind sich unserer Anwesenheit ebenso bewusst wie wir uns der ihren und freuen sich über jede Gelegenheit, in Erscheinung treten zu können. Eine Unterart sind Poltergeister, die durch pure Willenskraft Gegenstände der physikalischen Welt bewegen können. Das bekannteste Beispiel ist wohl das Phantom, das auf dem Leuchtturm von Baker Island das Nebelhorn ertönen lässt. Bei einer weiteren Unterart, den Phantasmen, handelt es sich um

Geister, die sich nicht kontrollieren können und es einzig und allein darauf anlegen, die Lebenden zu belästigen oder ihnen sogar Schaden zuzufügen.

Sehr selten sind die Schatten, sie stehen ganz oben in der Hierarchie. Hier handelt es sich um Geister, die – unter günstigen Bedingungen und bei dem entsprechenden Impuls – über die Fähigkeit und die Macht verfügen, lange nach dem Tod wieder ihre lebendige Form anzunehmen.

Mittlerweile bin ich ganz gut darin, anhand der Beschreibungen der Menschen, die einem Geist begegnet sind, zu erkennen, um welche Art es sich handelt. Im vorliegenden Fall hätte ich darauf gewettet, dass Thompsons eigene Schuldgefühle die Wirkung verstärkten, und dass ich einen wütenden, aber im Grunde harmlosen Poltergeist vorfinden würde, der nur darauf wartete, verjagt zu werden. Das hoffte ich jedenfalls.

Nachdem die Begrüßungsformalitäten erledigt waren, kam ich direkt zur Sache.

»Sie haben mein Geld?«, fragte ich, ohne mich an jemand Bestimmten zu wenden.

Ich hörte ein wenig Geraschel, als die Anwesenden unbehaglich von einem Fuß auf den anderen traten, bis Martin, der stämmige Typ, das Wort ergriff.

»Nö. Erst erledigen Sie Ihren Job, dann werden Sie bezahlt.«

Ich drehte mich in seine Richtung, hörte, wie er atmete, und konnte seine Ressentiments förmlich spüren. Ich wägte kurz ab, wie weit er wohl gehen würde, und sagte: »Ihr könnt mich mal.«

Dann drehte ich mich um und suchte mit Hilfe meines Stocks den Weg zurück zur Straße.

»Mr. Hunt?«, rief mir jemand hinterher.

Das musste Thompson sein. Wahrscheinlich fürchtete er, ich würde sie tatsächlich stehen lassen.

Womit er verdammt richtig lag. Ich piffte auf zwei Fingern nach einem Taxi. Dank langer Übung wusste ich genau, welcher schriller Ton bei Straßenlärm am durchdringendsten war.

»Mr. Hunt! Bleiben Sie!«

Ich blieb stehen und wartete auf ihn, aber als er meinen Arm ergreifen wollte, zog ich ihn zurück.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte er erkennbar nervös. »Sie haben uns doch Ihre Hilfe zugesagt!«

»Ich habe Ihnen meine Bedingungen am Telefon erklärt«, entgegnete ich ruhig. »Ich werde im Voraus bezahlt und behalte das Geld, gleichgültig, ob die Aktion erfolgreich ist oder nicht. Das kann doch nicht so schwer zu begreifen sein.«

Ich wies mit dem Daumen auf das Grüppchen und fuhr fort: »Wenn dieser King Kong da hinten sich nicht an die Regeln halten will, kann er ja selbst versuchen, es mit ihr aufzunehmen. Mir ist das ziemlich egal.«

Neben mir hielt ein Auto, wahrscheinlich das Taxi, das ich gerufen hatte. Ich gab ihm ein Handzeichen, zu warten.

»Aber Sie können uns doch nicht einfach hier stehen lassen mit ...« Aufgeregt fuchtelte Thompson mit den Händen, unfähig es auszusprechen.

Ich lächelte, alles andere als freundlich. »Und ob ich das kann. Schließlich war *ich* nicht derjenige, der sie sterben ließ.«

»So war es nicht!«, stieß er aufgebracht hervor.

Wie gesagt, das kümmerte mich nicht im Geringsten. Schuldig oder nicht, mir war es gleichgültig.

Offenbar merkte er, dass sein Standpunkt mich nicht interessierte, denn sein Ärger verflog ebenso schnell wie er gekommen war. »Lassen Sie mir einen Moment Zeit, um mit den anderen zu sprechen?«, fragte er.

»Klar«, antwortete ich möglichst desinteressiert. Ich brauchte das Geld, aber das wollte ich ihn auf keinen Fall spüren lassen. Die oberste Regel bei Verhandlungen jeglicher Art: Lass sie niemals merken, dass du es nötig hast.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Was immer er den anderen gesagt hatte, musste gewirkt haben, denn einen Moment später kam Thompson zurück und überreichte mir einen dicken Umschlag, dessen Inhalt sich nach einem Bündel Scheine anfühlte.

Ich sagte dem Taxifahrer, dass ich ihn doch nicht brauchte, und überprüfte rasch meine Manteltaschen, um sicherzugehen, dass sämtliche Utensilien noch da waren. Und dann stellte ich die Frage, bei der sich zeigen sollte, wer tatsächlich Mumm in den Knochen hatte.

»Also, wer kommt mit?«